Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918
1897

294 (16.12.1897) Badisches Unterhaltungsblatt, Nr. 291

Visual Library

Nr. 291. **Karlsruhe, Donnerstag, den 16. Dezember** **1897.**

Nachdruck der Originalaufsätze des Unterhaltungsblattes ist untersagt.

Neues Leben. (27)

Roman von Alexander Römer.

(Nachdruck verboten.)

Ludwig legte seine Hand auf ihren Arm.

„Nicht so, Mutter," sagte er ernst, „Fräulein Ottilie, darf ich eine Frage thun?"

Sie sah beklommen zu ihm auf und flüsterte:

„Bitte!"

„Ist es gut für Sie, wenn Sie so für wenige Tage aus Ihrem schwer erkämpften Frieden gerissen werden? Und wie denken Sie sich das Ende?"

„Wie können Sie mich das fragen," rief sie in dem Zwiespalt ihrer Gefühle heftig aus, „konnte ich denn ausweichen? Man hat ja über mich verfügt, und was meinen Sie mit dem Ende?"

„Ueber Sie verfügt," wiederholte er, „Sie sind doch ein freier Mensch. Und wo man etwas beginnt, muß man sich doch über den Ausgang klar sein."

Sie sah ängstlich, ja hilflos aus.

„Es ist Schicksal — Verhängnis — nennen Sie es, wie Sie wollen — Sie verstehen diese Situation nicht, können sich gar nicht in meine Lage hineindenken. Auch Papa trieb mich vorwärts. Und das Spiel währt ja nur ein paar Tage, dann ist es ein Traum, ein Märchen gewesen."

„Das Spiel!" Es klang grimmig, „und Sie — Sie fühlen sich nicht zu gut, um denen — denen da drüben als Spielzeug zu dienen?"

Ihr schoß eine Blutwelle ins Gesicht, sie erhob sich, und ihre Miene zeigte, wie sehr er sie verletzt hatte. Sie antwortete ihm nicht, sie wandte sich zu seiner Mutter und reichte der die Hand.

„Es ist die höchste Zeit, daß ich gehe," sagte sie.

Sie blickte nicht mehr zu Ludwig auf, ihr Kleid streifte ihn, als sie mit formellem Gruß an ihm vorüber ging. Sein Gesicht war aschfarben.

„Ludwig, Ludwig, das hättest Du nicht sagen sollen", flüsterte seine Mutter, „sie —"

Er stand und sah der Entschwundenen starr und finster nach.

„Wir waren auch ihr nur ein Spielzeug, Mutter, sie war ein Ueberläufer und geht rasch ins andere Lager zurück."

„Ludwig, verdamme sie doch nicht gleich, was soll das arme, kleine Ding machen! Du sollst es sehen, sie kommt wieder zur Vernunft —"

Sie hielt inne und sah erschrocken in ihres Sohnes Gesicht. Was funkelte da in seinen guten Augen?

„Sei ohne Sorgen, Mutter, ich überwind's, aber eine Windfahne bin ich nicht, ich will nicht, daß man mit mir vorlieb nimmt, wenn man die da —" er wies hinüber nach dem Herrenhause — „nicht mehr haben kann. Und nun laß' mich allein, Mutter, ich habe zu thun."

Sie sah ihn scheu, beinahe ehrfurchtsvoll an und schlich hinaus.

Siebenzehntes Kapitel.

Im Herrenhause verlief alles programmmäßig. Ottilien blieb nicht viel Muße zum Grübeln und Ueberdenken ihrer Lage. Der dumpfe Schmerz in ihrem Innern ward betäubt durch den Sturm der über sie hereinflutenden Ereignisse. Die Kostüme, welche die Prinzessin für sie hatte kommen lassen, waren entzückend. Sie erschien sich selbst als eine fremde Person, wenn sie sich mit denselben angethan im Spiegel erblickte, und beklommen fragte sie:

„Aber Durchlaucht, was soll ich hier auf dem Lande in meinen Verhältnissen mit den schönen Sachen anfangen?"

Die Prinzessin lachte dann laut, nahm sie beim Kopf, küßte sie und rief:

„Kleines Wunder, das werden Sie erfahren, nur Geduld!"

Und sie schmiegte sich merkwürdig rasch in ihre Rollen. Sie fand nach flüchtiger Anweisung die anmutigsten Stellungen als Dornröschen, als Mignon, auch im Zusammenspiel mit den andern jungen Damen und Herren der aristokratischen Gesellschaft, welche sich in diesen Tagen auf Heßbach zusammenfand. Sie bewegte sich natürlich, auch fröhlich. Was so lange gewaltsam in ihr niedergehalten war, die jugendliche Lebens- und Vergnügungslust, erwachte wieder, und riß sie mit fort in den Strudel hinein.

Baron Felix war sehr liebenswürdig. Obgleich seine Erscheinung und sein Wesen anfangs gar keinen Eindruck auf sie gemacht hatten, empfand sie es jetzt, auf diesem neuen, fremden Boden höchst angenehm, daß er ihr ritterlich schützend zur Seite stand, ihr eine gewisse stille Aufmerksamkeit widmete, und sie geschickt aus mancher peinlich werdenden Situation befreite.

Die Fragen nach ihr, und wie sie in die Gesellschaft kam, mehrten sich natürlich. Die Prinzessin war ja freilich die allmächtige Schutzpatronin, und sie hatte allerlei geheimnisvolle Andeutungen verbreiten lassen, welche die Neugier stachelten, ohne bestimmte Aufklärung zu geben. Das aber lenkte die Aufmerksamkeit nur noch mehr auf Ottilie, welche ja ohnehin durch die zuerteilten Rollen und die auffällige Gunst der Fürstin für sie in den Vordergrund geschoben wurde.

Ihre Jugend half ihr in der schwierigen Lage. Vieles ging unbeachtet an ihr vorüber, an anderem berauschte sie sich in naiver Freude. Es war auch kaum von einer Siebenzehnjährigen zu verlangen, daß sie unempfindlich bleiben sollte gegen die Triumphe, welche ihre Eitelkeit feierte.

Als sie nach Beendigung der Vorstellungen in dem von der Prinzeß für sie ausgewählten weißen Gesellschaftskleide erschien, einem duftig klaren, seidenschimmerndem Gewebe, mit den frischen Rosen im Haar und im Gürtel, sah sie die Bewunderung

auf allen Gesichtern der Herren und die kritischen, mit Neid gepaarten Blicke der Damen.

Ihr Köpfchen war nicht klar, sondern richtig berauscht, als sie nach diesem Feste heimkehrte. Es gaukelte und tanzte in Augen und Hirn, und dabei flüsterte sie selbst jetzt angstvoll:

„Wie wird das Ende?"

Am Morgen darauf saß ihr Vater im Kruge und trank dort seinen Schoppen an dem Honoratiorentische, den er mit dem Inspektor und Förster inne zu haben pflegte. Jetzt fand er dort allerlei Auditorium, mit dem er herablassend verkehrte, und bei dem er seine Prahlereien anbringen konnte.

Der Jäger, der gestern mit im Saale bedient hatte, erzählte, wie schön sein Fräulein Tochter gewesen sei, und wie Ihre Durchlaucht die Frau Prinzessin sie gewiß nicht wieder von ihrer Seite lassen werde.

Vater Röpke blies die Backen auf und pustete.

„Wohl möglich", meinte er, „ich habe hier ja auch nur auf eine Gelegenheit gewartet, um meine Tochter unter sicherem Schutze in die Welt zu führen. Da mir meine liebe Frau gestorben war, was sollte ich da machen? Ich selbst bin zu bequem geworden, aber für Ottilie würde sich schon eine Gelegenheit finden, ich habe gar nicht daran gezweifelt."

Der Krugwirt stand in der Thür. Die Hand des alten Mannes, welche einen Krug hielt, zitterte, er warf einen haßerfüllten Blick auf den albernen Prahler. Ein Unheil bringender Gast war der hier in sein friedliches Geburtsdorf, dem er einst hochmütig den Rücken gekehrt hatte, zurückgekommen und hatte sich in seiner Tochter noch ein Werkzeug für seine Teufelskünste mitgebracht. Die alten Schwestern störte er aus ihrer Ruhe auf, und in sein festes Haus hatte er den Wurm getragen. Der alte Heidemann mochte seinen Ludwig nicht ansehen in diesen Tagen, ohne daß ihm das Blut in den Kopf stieg. Der redete nicht und klagte nicht, aber es fraß ihm an der Leber, und vielleicht verwand er es nie. Seine eiserne Zucht, sein festes Eindämmen hatte nichts genützt; wenn unser Herrgott dem Teufel Raum läßt, schlüpft er durch den kleinsten Spalt herein.

Ein Diener kam vom Herrenhaus und suchte Herrn Röpke. Er war schon nebenan bei seinen Schwestern gewesen, da hatte man ihn hierher gewiesen. Die Frau Prinzessin wünsche ihn zu sprechen, sie lasse ihn um zwölf Uhr zu sich befehlen.

Vater Röpke erhob sich breitspurig und blickte mit triumphierenden Augen um sich her, als wollte er fragen:

„Habt Ihr es auch alle gehört?"

„Lasse untertthänigst vermelden, daß ich mich pünktlich einfinden werde", entgegnete er mit einem Kratzfuß.

„Na — da haben wir's", setzte er hinzu und knöpfte langsam den Rock über den umfangreichen Bauch. Er schwenkte den Hut nach allen Seiten, auch wo leere Bänke waren; er fühlte sich von einer kniebeugenden Volksmenge umgeben, der er seinen gnädigen Gruß zuwarf.

Ottilie empfing ihn bleich, ja zitternd.

„Du weißt's schon, Vater? Die Prinzessin schickt nach Dir — was mag sie wollen?" sagte sie beklommen.

„Na, Närrchen, was wird sie wollen? — Dich entführen, als ob Du das nicht recht gut wüßtest! Sie soll mir aber ihre Bedingungen nennen. Oho, so ohne weiteres geben wir ihr unser kostbares Kleinod nicht, was meinst Du, Mäuschen?"

Vater Röpke war in übermütiger Laune; ein kostbares Kleinod hatte er seine Tochter noch nie genannt.

Sie sah aus wie ein scheues Reh.

„Willst Du mich verkaufen, Vater?" fragte sie herbe.

„Na, na, was soll das? Was fällt Dir ein? Als ob Dein Vater nicht immer treu für Dich gesorgt hätte, und das wird er jetzt auch thun, verstehst Du?"

Er sah sie würdevoll an und ging dann mit seinem schweren Schritt hinauf in seine Kammer, um Toilette zu machen.

Ottilie stand unbeweglich. Der ganze ungeheure Zwiespalt wogte in ihr. So sollte das Ende sein, ein Scheiden von hier für immer — und Ludwig! Zwei Stimmen in ihrer Seele riefen sie nach entgegengesetzten Polen. Sie konnte Ludwigs Gesicht nicht vergessen; seit heute morgen nach dem gestrigen Rausch die Nüchternheit sich eingestellt hatte, sah sie es unablässig vor sich. Sie schied sich von ihm — und das böse Wort, das sie verletzt hatte, kam es nicht aus seinem totwunden Herzen?

„Ich würde mich nicht töten, das ist feige," hatte er gesagt, „aber etwas in mir wäre zerbrochen und heilte nicht wieder."

Sie gab ihm diese unheilbare Wunde.

Sie schauerte in sich zusammen. Ihr war elend zu Mut, es erfaßte sie eine Angst, vor dem unbekannten neuen Leben, das man ihr bot, das eine so glänzende Außenseite hatte.

Aber ihr Vater, der immer so treu für sie gesorgt hatte, der ging jetzt, ihr Schicksal zu entscheiden. Sie selbst fragte man nicht. Ein heißer Blutstrahl schoß ihr in Wangen und Stirn — ein wahnsinniger Gedanke durchzuckte sie. Es gab nur einen, der wahr und treu und echt war, Ludwig — wenn sie zu ihm flüchtete, ihm sagte: bei Dir will ich bleiben, Du liebst mich ehrlich, Du bist stark, schütze mich, rette mich, sie wollen mich hier losreißen in eine fremde, vielleicht falsche Welt hinein. Sie sank auf einen Stuhl und verhüllte ihr Gesicht. Konnte sie das? Er hatte noch nicht einmal um sie geworben, er hatte noch kein Wort gesprochen, das sie an ihn band. Sollte sie ihm die Liebeserklärung machen; es war eine tolle Idee.

Und andere Bilder verdrängten diese Gedanken. Wie schwer hatte sie sich an diese Umgebung gewöhnt, war nicht auch dieses Gefühl für Ludwig aus der Not geboren? Wenn man ihr jetzt den Eintritt in die damals so schmerzlich vermißte gesellschaftliche Sphäre wieder ermöglichte, konnte sie da einen Moment schwanken, ob sie annehmen wolle? Aber in welcher Weise ermöglichte man es ihr? Die Absichten der Prinzessin waren ihr noch nicht klar, die früheren Erfahrungen von jähem Gesinnungswechsel weckten in ihrer jungen Seele das Mißtrauen. Was für eine Stellung konnte sie, das bürgerliche Mädchen, unter diesen hochgeborenen Menschen haben?

Würde der Vater das erwägen und „treu für sie sorgen", wie er ihr eben versicherte? Dieser Zweifel an der Treue des Vaters war schrecklich. Die Entscheidung ihres Schicksals lag in ihrer eigenen Hand, das sagte sie sich in dieser Stunde, und das Gewicht dieser Wahl drückte sie schwer.

Draußen auf der Diele stand Marianne neben ihrem Bruder, der im Gesellschaftsanzug früherer Tage sich wieder als der Herr Gutsbesitzer fühlte und voll Selbstbewußtsein seinen Gang antrat.

„Höre, was sie will, die hohe Dame da drüben," sagte Marianne, „aber behalte Dein Kind. Ottilie ist hier bei uns jetzt ganz gut aufgehoben, und in der Gesellschaft wird ihr nur der Kopf verdreht, und sie gehört nie ganz dazu."

Fritz Röpke setzte sich seiner ältesten Schwester gegenüber in Positur.

„Ei, Marianne, Du sprichst ja auf einmal gewaltig anders als zu Anfang. Jetzt kommt wohl der Respekt und Du merkst es erst, wer wir sind. Aber sei ruhig, wir sind Dir nun bald keine Last mehr, und was meine Tochter anlangt, so weiß ich besser, wohin sie gehört. Ich sagte es ja immer, wir mußten unsere Zeit abwarten."

Marianne drehte sich kurz herum. Sie hätte es sich sparen sollen, mit dem war nicht zu reden. Er war ein Hansnarr und blieb einer.

(Fortsetzung folgt.)

Tagebuchblätter badischer Minister.

II.

Berlin, den 2. Dezember 1870.

Bei Antritt meiner Reise hieher dachte niemand an eine Dauer von über 8 Tagen. Auch der Reichstag dachte in längstens 8 Tagen mit seiner Arbeit fertig zu sein. Leider dauert es, wie in Versailles, so auch hier, länger, als irgend jemand erwartet hatte. Bei heutiger Anfrage im Bundeskanzler-Amt wurde gewünscht und für notwendig erklärt, daß ich jedenfalls bis nächsten Donnerstag den 8. d. M., hier bleibe.

Heute aß ich zur Vorfeier des Geburtstages unserer Großherzogin bei der Königin. Ich hatte die Ehre, neben ihr zu sitzen, und sie forderte mich auf, auf das Wohl der Großherzogin anzustoßen und zu trinken.

Morgen kommen unsere Verträge im Reichstage vor. Ich hatte bis jetzt nicht Zeit, einer Sitzung anzuwohnen, muß aber morgen zuhören.

Berlin, den 3. Dezember 1870.

Ich muß leider nun einmal aushalten, bis die Verträge mit allen süddeutschen Staaten geschlossen und endgiltig festgestellt sind. Endlich ist gestern abend der bayerische Minister v. Lutz angekommen, und wir werden morgen mittag 1 Uhr die erste Konferenz mit ihm haben. Seit gestern habe ich weniger zu schreiben, muß

aber viel in Reichstagssitzungen und Besuchsgängen unterwegs sein und Zeit verlieren.

In der Reichstagssitzung redeten sie heute vier Stunden über Interpellationen; die Verträge über den Deutschen Bund kommen nun erst übermorgen an die Reihe.

Berlin, den 4. Dezember 1870.

Heute hatte ich mich zu einer Sitzung über den bayerischen Vertrag vorzubereiten, die von 1 bis ½4 Uhr dauerte; dann war über das Ergebnis zu telegraphieren. Dem bayerischen Vertrag werden wir zustimmen, und es ist kein Zweifel mehr, daß derselbe, wie alle andern, im Reichstag angenommen wird.

Als Stuttgart beim Abschluß des Vertrags über den Eintritt in den Deutschen Bund flaggte, fragte eine Frau auf der Straße die andere: „Was ist? Ist Paris über?“ — „Nein“, war die Antwort, „aber Württemberg hat kapituliert.“

Berlin, den 5. Dezember 1870.

Als ich heute nach 2 Uhr, nachdem ich meinen Bericht zu Ende geschrieben, in den Reichstag ging, fand ich die Stadt beflaggt und las die Telegramme über die Einnahme einer Vorstadt von Orleans. Außerdem hatte Delbrück im Reichstag den Brief des Königs von Bayern an den König von Preußen wegen Uebertragung der Kaiserwürde verlesen. Es machte nicht den erwarteten Effekt.

Berlin, den 6. Dezember 1870.

Der Historiker Ranke dahier traf kürzlich Thiers auf dessen Rundreise in Wien. Thiers deklamierte das bekannte Thema, daß nur der Kaiser den Krieg gemacht, daß dieser gefangen und beseitigt sei, daß das Volk den Frieden wolle, und fragte: „Dites — moi, à qui faites — vous la guerre aujourdhui?“ Ranke erwiderte: „Nous faisons la guerre à Louis quatorze (d. h. den Prinzipien dieses régime, welche Thiers und die Franzosen noch heute verehren und befolgen). Thiers soll von dieser Erwiderung betroffen gewesen sein.

Auch über seine Erlebnisse während des nächsten Aufenthalts in Berlin vom 19. Februar bis 31. März 1871 liegen Briefe des Staatsministers v. Freydorf an seine Gemahlin vor, denen wir nachstehende Stellen entnehmen:

Berlin, den 20. Februar 1871.

Der Rudolstädter Minister v. Bertrab, mit dem ich die Reise von Eisenach ab machte, war in übelster Stimmung; sein armes Land kann die Doppelbesteuerung für Fürst und Kaiser nicht ertragen, und die Stände streichen der Regierung des Ländchens, was von ihnen das Reich fordert.

Der ersten Sitzung des Bundesrats des Deutschen Reichs um 2 Uhr wohnte ich mit Minister Jolly und Ministerialrat Eisenlohr bei. Ohne Feierlichkeit, ohne besondere Begrüßung und Eröffnungsrede ging man sogleich an die rein geschäftliche Behandlung der Vorlagen.

Soeben trifft ein Telegramm des Großherzogs ein, infolge dessen Minister Jolly noch heute abend über Karlsruhe zurück nach Versailles geht, der Friedensverhandlungen wegen. So sind wir hier nur noch zwei Bevollmächtigte und werde ich viel zu thun haben.

Berlin, den 21. Februar 1871.

Ich bin sehr in Anspruch genommen. Heute war wieder Sitzung; dazu die vielen Besuche, aktiv und passiv; heute machte ich deren gewiß dreißig. Soeben komme ich vom Diner bei der Königin, zu dem fast der ganze Bundesrat geladen war.

Berlin, den 25. Februar 1871.

Du frägst, warum nicht ich, sondern Jolly nach Versailles reiste? Wäre ich in Karlsruhe und wäre Zeit zur Ueberlegung gewesen, so hätte ich wohl den Weg nach Versailles nehmen und alles daran setzen müssen. So aber waren wir in Berlin, die hiesigen Verhandlungen sind mein Geschäft, wie diejenigen in Versailles; der Großherzog beorderte telegraphisch Jolly, und ich kann mich nicht beschweren. Ich redete Jolly selbst zu, damit doch jemand von uns dort sei; ich hätte, nachdem bei einem andern angefragt war, nicht hingehen mögen. Ich legte zudem Wert darauf, mich von Anfang an in die hiesigen Angelegenheiten einzuarbeiten.

Berlin, den 26. Februar 1871.

Beruhige Dich über Versailles. Ich habe hier so Vieles und Wichtiges zu thun und zu besprechen, daß ich diese Dinge, die jetzt oder nie geschehen müssen, sehr ungern im Stich gelassen hätte, und dies fiel in den Minuten, in denen man sich über das Telegramm von Versailles zu entscheiden und Stellung zu nehmen hatte, mit ins Gewicht. Anders wäre es, wenn uns die Aufforderung noch in Karlsruhe zugegangen wäre. Aber wie die Dinge liegen, sieht jeder ein, daß es für den Auswärtigen in Berlin und Versailles gleich Wichtiges zu thun gab, und daß eine Arbeitsteilung eintreten mußte.

Die Reichstagssitzung wird kurz sein; es wird beabsichtigt, den Reichstag dann im Herbst wieder zu berufen.

Daß der König von Bayern zur Begrüßung des Kaisers nach Karlsruhe komme, ist sehr unwahrscheinlich.

Hier regnet es seit gestern wieder, und die Fahnen hängen naß, matt und traurig an den Häusern herunter. Trotz des Regens stand gestern Abend der Platz vor dem königlichen Palais dicht voll Menschen, welche bei Anfahrt jedes Wagens „Hoch!“ riefen. Die Illumination ist auf den Tag der Genehmigung der Präliminarien durch die Nationalversammlung und des wirklichen Abschlusses verschoben, den man in vier Tagen erwartet.

Berlin, den 2. März 1871.

Morgen esse ich bei Delbrück, übermorgen beim bayerischen Gesandten v. Perglas, am Montag bei Geheimrat Hansemann. Also auch diese Arbeit beginnt wieder. Heute ist ein schöner Tag; der Friede gesichert, die Fahnen flattern.

Vom Turnen.

Karlsruhe, 14. Dez.

Einsender dieses — ein eifriger Turner — stattete am 11. d. M. zusammen mit noch einem älteren Mitglied eines hiesigen Turnvereins dem Turnverein Pforzheim einen Besuch ab in der Absicht, den Turnbetrieb der „Aelteren“ dieses Vereins näher kennen zu lernen. In der geräumigen und sehr sauber gehaltenen eigenen Turnhalle waren etwa 30 Mitglieder gereifteren Alters — alle mit Ausnahme eines Einzigen über 40 und bis 70 Jahre alt — angetreten.

Die „Alte-Herren-Riege“ turnt wöchentlich einmal, und ist jeder Abend eingeteilt in obligatorische Uebungen, welche — allabendlich abwechselnd — bestehen in Stab-, Hantel-, Keulen-, Ordnungs- und Freiübungen, und Kürturnen an Geräten, d. i. zwangsloses Turnen.

Es wurde zunächst das obligatorische Turnen unter Leitung des Herrn Gauturnwarts Scheuffele vorgeführt, das an diesem Abend in Keulenübungen bestand, welche zeitweilig von Ordnungs- und Freiübungen unterbrochen wurden, um auf diese Weise die sonst bei ausschließlich ein und derselben Uebungsart notwendig eintretende Ermüdung und die dadurch bedingte geminderte Aufmerksamkeit zu vermeiden.

Es war eine Freude zuzusehen, mit welchem Eifer und mit welcher Aufmerksamkeit diese dem Alter der Uebenden so recht angepaßten Leibesübungen exakt ausgeführt wurden. Von einer Ermüdung oder gar Abspannung einzelner nach Beendigung der Uebung, deren Schluß ein Aufmarsch unter Absingung von Turnerliedern bildete, war nichts zu sehen, obwohl die Dauer der Uebungen sich auf eine Stunde erstreckte.

Auch bei dem nun folgenden Kürturnen an verschiedenen Geräten war die Beteiligung eine fast allgemeine, und zeigten auch hier die „alten Herren“, was sie trotz ihres vorgeschrittenen Alters noch leisten konnten.

Den Schluß des Ganzen bildete ein besonders bei der Pforzheimer Altersriege beliebtes Turnspiel, der „Reiterball“. Dasselbe wurde mit Gewandtheit und Ausdauer regelrecht durchgeführt und bot vielfach ergötzliche, zu allgemeiner Heiterkeit hinreißende Scenen.

So bot uns dieser Uebungsabend ein schönes Bild einheitlichen Zusammenwirkens in der gymnastischen Durchbildung des Körpers und stellte den Uebenden das Zeugnis aus, daß sie einen guten turnerischen Sinn besitzen und sich durch nichts abhalten lassen, der Turnerei stets treu zu bleiben.

Auch die hiesigen Turnvereine haben es sich zur Aufgabe gemacht, neben der turnerischen Ausbildung jüngerer Leute älteren Männern Gelegenheit zum Gesundheitsturnen unter sachkundiger Leitung zu geben. Jedoch bewegt sich hier im Gegensatz zum Turnverein Pforzheim das Alter der Beteiligten zum größten Teil zwischen 25 und 40 Jahren, ältere Leute sind nur schwach vertreten. Ueberhaupt steht die Zahl der bei den Altersriegen der Turnvereine hier Uebenden in keinem Verhältnis zur Einwohnerzahl. Und doch wie notwendig und gesund wäre es für manchen namentlich in hiesiger Stadt, deren Bevölkerung zum großen Teil aus Beamten, Kaufleuten u. s. w. besteht, welche infolge ihres Berufes zu einer sitzenden Lebensweise verdammt sind, seinem Körper die zur Gesundheit und zum Wohlbefinden erforderliche Bewegung zu verschaffen.

Einsender möchte deshalb seine Schilderung des Pforzheimer Turnabends als einen warmen Appell an diejenigen betrachtet wissen, welche bis jetzt diese Wohlthat ihrem Körper nicht zu Teil werden ließen.

Kunst, Wissenschaft und Litteratur.

Heidelberg, 14. Dez. Das Stadttheater hat am Sonntag Anzengrubers entzückende Bauernposse: „Der Doppelselbstmord“ mit außerordentlichem Glück zur Aufführung gebracht. Als eine vorzügliche Kraft bewährte sich in dieser Vorstellung, wie überhaupt in dieser ganzen Saison der Charakter-Komiker Herr Stettner, der ein großes Talent besitzt. — Im gestrigen Konzert des Bach-Vereins trat Halir als Solist auf, der unstreitig ein Violinist ersten Ranges ist. Er spielte Beethovens D-dur-Violinkonzert entzückend. Die Aufnahme des Künstlers war geradezu eine enthusiastische.

— Psychologische Briefe von Dr. J. E. Erdmann, ordentl. Professor der Philosophie an der Universität Halle-Wittenberg. 7. Auflage. Leipzig, Georg Reichardt, Verlag. — Ein alter Bekannter tritt uns da wieder einmal entgegen, und wir freuen uns von Herzen,

ihm wieder zu begegnen, wie man sich im Alter freut einem Jugendfreund zu begegnen, den man lange nicht mehr gesehen hat, und bei dessen Anblick einem die Erinnerungen an die Jugend in üppiger Fülle wie von selbst zuströmen. Vor 40 Jahren schon sind diese „Psychologischen Briefe“ zum erstenmale erschienen; aber sie sind frisch und geistreich geblieben, wie sie es ehedem waren. Der Verfasser hat nie den Anspruch erhoben, durch sein Buch die Wissenschaft zu fördern, er hat immer nur den Zweck im Auge gehabt, durch Mitteilung von Resultaten psychologischer Untersuchungen Personen von höherer Bildung Unterhaltung und Stoff zum Nachdenken zu geben. Wer hat heute, in unserer Zeit des rastlosen Verkehrs, noch Zeit zum Nachdenken? Alles hastet und jagt, rennt und reist, sieht und liest alles durch einander, um es so rasch als möglich wieder zu vergessen! Aber wie viele sinds, die heute noch ans Nachdenken denken, wenn es nicht gerade Rentiers oder Pensionäre sind, die hier und da nachdenken müssen, nur um die Zeit auszufüllen! Um so lebhafter begrüßen wir die neue Auflage der „Psychologischen Briefe“ von Erdmann. Vielleicht bekommt sie doch der eine oder andere der hastenden Menschen von höherer Bildung in die Hand und verwendet dann die spärlich zugemessene Mußezeit dazu, wenigstens einmal den ersten Brief durchzulesen. Wir sind überzeugt, er wird dann Zeit finden, auch die 19 übrigen nach und nach zu lesen und — nachzudenken. Das ist ja eben das Hübsche und Bequeme an diesem Buch, daß man eine Reihe von in sich abgeschlossenen und doch gegenseitig in Beziehung stehenden „Briefen“ erhält, die auch dem Vielbeschäftigten es ermöglichen, sich nach und nach das ganze Buch zu eigen zu machen. Wir wünschen dem geistreichen Werk in seiner 7. Auflage aufs neue recht viele aufmerksame Leser.

— „Am Herd des Hauses“. Praktisches Kochbuch mit Notizblättern zum Weitersammeln von Rezepten, von Frieda Amerlan (Verlag: Paul Niekammer, Stettin, Preis 6 M.). Die Verfasserin hat verständigerweise davon abgesehen, den Wert ihres Buches in der möglichst hohen Zahl der Rezepte zu suchen, von denen dann hunderte kaum je gekocht werden und nur die Uebersicht erschweren. „Am Herd des Hauses“ bringt für jedes in der feinen, wie der gut bürgerlichen Küche berechtigte Gericht nur ein als vorzüglich erprobtes Rezept; dafür aber sind den einzelnen Abteilungen weiße, vornehm umrandete Blätter beigeheftet, auf denen jede Hausfrau selbst notieren und an Rezepten weitersammeln kann, was ihr bei Bekannten besonders gut geschmeckt hat. Jedes einzelne der verzeichneten Rezepte ist so kurz und anschaulich, aber doch so verständlich geschrieben, daß jede, die nur die Hinweise auf die Vorbemerkungen bei jedem Abschnitte für jedes Gericht beachtet, gut kochen muß — bei selbst ganz geringen oder gar keinen Vorkenntnissen zum Kochen. Besonders wertvoll wird das Buch außerdem durch die Fülle der praktischen Ratschläge und der Hinweise auf allerlei kleine Handgriffe, die die Arbeit am „Herd des Hauses“ vereinfachen und erleichtern.

— Den Freunden der Emil Mauerhofschen Vorträge wird es sicherlich angenehm sein, zu erfahren, daß diese jetzt, angemessen vervollständigt und abgerundet, nach einander im Druck erscheinen werden. Bis jetzt sind im Verlage von Karl Henckell u. Co. (Zürich und Leipzig) erschienen und durch alle Buchhandlungen zu einem sehr mäßigen Preise zu beziehen: Konrad Ferdinand Meyer oder die Kunstform des Romans; Das Wesen des Tragischen; Dichterische Idole (Heine, Horaz); der Ursprung der Poesie. Es folgen dann in kurzen Zwischenräumen: Schiller und Heinrich von Kleist, Ibsen, das naturalistische Drama u. s. w.

— Geistesstrahlen aus Goethes Gesprächen. Herausgegeben von Prof. Dr. C. Meißner, Wiesbaden. Verlag von Lützenkirchen und Bröcking. 1897. Preis 3 M. Dieses Buch verdankt seine Entstehung der Erwägung, daß in Goethes Gesprächen so viele herrliche und tiefe Gedanken enthalten sind, die wohl wert sind, weiteren Kreisen des deutschen Volkes bekannt zu werden. Nicht jeder hat Zeit, die in 10 Bänden erschienenen Gespräche Goethes selbst zu lesen, so wie auch nicht jeder in der Lage sein dürfte, sich dieselben anzuschaffen. Das vorliegende Buch bietet nun eine Auswahl der vortrefflichsten Gedanken aus Goethes Gesprächen nach bestimmten Gruppen geordnet: Religion, Kunst, Wissenschaft, Geist und Moral, Natur, der Mensch, das menschliche Leben, das Weib, Volk und Staat.

— Der Deutsche Cicerone, Führer durch die Kunstschätze der Länder deutscher Zunge von G. Ebe. 2. Band: Architektur 2. Preis geheftet 6 M., gebunden 6.50 M. Leipzig, Otto Spamer. Mit diesem Bande, der die Architektur der Renaissance und der Neuzeit enthält, gelangt der erste, die Architektur umfassende Teil des „Deutschen Cicerone“ von G. Ebe zum Abschluß. Er ist nach denselben Gesichtspunkten gearbeitet wie der erste. Die Werke sind in größtmöglicher Vollständigkeit aufgenommen, die Einteilung ist eine außerordentlich übersichtliche, nach Stilepochen und innerhalb derselben nach Landschaften; neben den historischen und topographischen Notizen ist eine knappe Beschreibung gegeben. Außerdem enthält der Band aber zwei vorzüglich ausgearbeitete Register, ein Orts- und ein Künstlerregister für das Gesamtgebiet der Architektur, die den Gebrauch außerordentlich erleichtern. Der Ebesche Kunstführer ist das einzige Werk dieser Art für das deutsche Sprachgebiet und ein hochwillkommener Behelf für alle Kunstfreunde und Kunstgelehrten. Die vorliegenden zwei Bände dürften insbesondere auch alle Architekten interessieren.

Verschiedenes.

Das Geheimnis der Baronin Rahden. Anläßlich des dieser Tage gemeldeten Todes des Barons Oskar Rahden erzählt Joseph Melbourn im „Wiener Extrablatt“ auf Grund eigener Wahrnehmungen folgendes: Während des Auftretens der Baronin Rahden im Cirkus Busch-Schumann und im Orpheum zu Wien verkehrte ich fast täglich mit dem Ehepaar und wurde Zeuge des erschütternden Ehedramas, dessen Ende nicht absehbar schien. Welch' greller Kontrast zwischen Schein und Wirklichkeit. Umrauscht von Beifall, überschüttet mit Blumengaben, verfolgt mit bewundernden Blicken, ritt Baronin Rahden allabendlich ihre Pferde und schien eine beneidenswerte glückliche Frau. Und nach Schluß der Vorstellung sah ich die Königin der Manège als gebrochenes Weib, wie sie thränenden Auges einen Schwall von rohen Worten, derben Flüchen aus dem Munde ihres Gatten über sich ergehen ließ. Oder wie er oft betrunken vor ihr stand, ihr unsinnige Befehle erteilte und bei dem geringsten Widerspruch in Thätlichkeiten auszuarten drohte. Manchmal ließ er sich den ganzen Abend nicht blicken und ließ sie die Huldigungen von Kunstfreunden entgegennehmen. Aber dann tauchte er plötzlich auf und verscheuchte mit beleidigenden, herausfordernden Redensarten die ganze Gesellschaft. Oft wurde ihr die Frage vorgelegt, warum sie den unerträglichen Zustand nicht durch eine Scheidung beende. Sie hatte nicht nötig, eine Erwiderung zu geben; wer die Beiden kannte, mußte die Antwort erraten. Sie war an ihn gekettet, so lange er lebte; hätte sie ihn verlassen, er würde sie gefunden und getötet haben. Eines Abends fand ich sie in verzweifelter Stimmung. Er hatte ihr wegen einiger Worte, die sie mit dem Kapellmeister des Cirkus gewechselt hatte, eine fürchterliche Scene bereitet. „Der Kapellmeister“, erklärte sie, „rüttelte sein Gewissen auf, denn er hat Aehnlichkeit mit dem erschossenen Kastenkjöld. So hören Sie denn ein Geheimnis, über das ich bisher mit niemanden gesprochen. Ich setze voraus, daß Sie es bewahren werden, so lange der Baron lebt, und wer weiß, ob er nicht länger lebt, als wir Beide. Rahden und der unglückliche Kastenkjöld waren lange gute Freunde, und nur mit der Erlaubnis meines Mannes begleitete er uns auf unseren Reisen. In Clermond-Ferrand brach jedoch mein Gatte einen Streit vom Zaun, aber Kastenkjöld hütete sich, den Baron zu provozieren. An dem betreffenden Abende stand mein Mann während der Vorstellung beim Buffet im Zirkus und trank Cognac. Da kam Kastenkjöld. Mein Mann rief ihm zuerst eine höhnische Bemerkung zu, und als der Unglückliche ihn anblickte, zog Rahden die Waffe und schoß auf ihn. Kastenkjöld stürzte sofort tödlich getroffen zusammen, und erst während seines Zusammenbruches hob er den Stock wie zur Abwehr. Ein Hauptzeuge des Vorfalles war mein Kutscher, ein treu ergebener Diener. Damals liebte ich noch meinen Mann, und ich war über seine Verhaftung und bevorstehendes Schicksal tief betrübt. Da sagte mein Kutscher: „Nicht weinen, nicht weinen, ich werde den Herrn retten.“ Und als Zeuge vernommen, bestätigte der Kutscher die Verantwortung des Barons, daß sein Gegner zuerst auf ihn schlagen wollte. Das war die Ursache des Freispruches!“ — Baron Oskar Rahden, der sich immer intensiver den Wirkungen übermäßigen Alkoholgenusses überließ, ist nicht mehr. Dadurch kam ich, schreibt Melbourn, in die Lage, ein Geheimnis zu lüften, das gewiß eines besonderen kriminalistischen Interesses nicht entbehrt.

Humoristisches.

Zeitungshumor. Der „Brandenburger Anzeiger“ (Nr. 283) behauptet: „Großherzogin Louise von Sachsen, die einzige Tochter Friedrich Wilhelms I., vollendet am heutigen Freitag ihr 59. Lebensjahr.“ Neuere Geschichte ganz schwach. — In dem Bericht über ein Konzert des königlichen Domchors sagt der Kritiker der „Freisinnigen Zeitung“ (Nr. 284): „Ein Weihnachtslied aus dem 14. Jahrhundert nach dem Tonsatz von E. Bodenschatz für achtstimmigen Chor von A. Becker wurde, der lieblichen Komposition entsprechend, in zartester Abtötung wiedergegeben.“ Das ist doch schade um das liebliche Lied, und wenn man es auch noch so zart gemacht hat. — Ueber die Bedeutung der Ehe für die Lösung der sozialen Frage sagt der „Monatsplauderer“ der „Koblenzer Ztg.“ (Nr. 549) sehr hübsch: „Denn darin liegt zum großen Teil der wunde Punkt, der einen Riß durch das ganze Leben bildet und noch des Alexanders harrt, der ihn durchhauen soll.“ — Die „Danziger Allgemeine Zeitung“ (Nr. 284) berichtet: „Auf der in Gr. Hauswalde veranstalteten Jagd wurden von 12 Schützen 71 Hasen, ein Reh, ein Fasan und drei Verschiedene geschossen.“ Unter den „Verschiedenen“ sind wohl Jagdgäste und Treiber zu verstehen. (Aus dem Briefkasten des Kladderadatsch.)

Umstellungsaufgabe.

Die Buchstabenreihen sind in Gruppen zu zerlegen, teilen, die durch Umstellung der Buchstaben sinngemäße Wörter ergeben.

Awsudsalharwtenkarn
Dürveknsenordesganze
Urnharctethiwartehtesst
Timmimledtrowuzengas.

Auflösung des Anagramms in Nr. 286.
Agnes, Agens, Sagen.

Auflösung des Kapselrätsels in Nr. 286.
Die Zeit heilet alle Wunden.

Verantwortliche Redaktion: Otto Reuß in Karlsruhe.

Druck und Verlag von Otto Reuß in Karlsruhe, Hirschstraße 9.